

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 143 (2016)

Artikel: Vom Volksblatt "Säntis" zum eigenen Blatt "Der Demokrat"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Volksblatt «Säntis» zum eigenen Blatt «Der Demokrat»



Hans Konrad Sonderegger posierte 1931 vor der Lufthansa-Maschine, mit der er nach Skandinavien reiste. Das Bild aus Sondereggers Nachlass im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich lässt sich wie eine Illustration des Zeitungsartikels «Am Flugplatz» lesen. – Der Flug führte ihn und seinen Bruder René Sonderegger nach Finnland: «Wir haben eine Geschäftsreise meines Bruders dazu benutzt, um von Helsingfors (Helsinki) den Rückweg über Leningrad zu nehmen, wozu wir das Visum in Berlin bekommen haben», hielt HKS über seine Reise fest. In einem Brief an Bundesrat und Aussenminister Giuseppe Motta äusserte er sich danach vernichtend über die armseligen Zustände in der Sowjetunion. Für eine solche Berichterstattung hatte HKS keinerlei Auftrag seitens des Politischen Departementes, aber beide Brüder Sonderegger scheuten sich nie, ihre Meinungen bei den zuständigen Bundesräten zu deponieren.

Rechts: HKS war von 1924 bis 1935 Redaktor beim «Säntis», dem «Volksblatt für den Kanton Appenzell und dessen Umgebung», das gleichzeitig amtliches Publikationsorgan für Teufen war. Ende November 1935, nachdem er als Ständerat abgewählt worden war, musste HKS den «Säntis» verlassen. Bereits 1927 war er zusammen mit seiner Familie von Teufen in seinen Geburts- und Heimatort Heiden ins Haus «Rose» am Kirchplatz gezogen.

Nächste Seite: Am 21. März 1936 veröffentlichte Hans Konrad Sonderegger die Nr. 1 seines Blattes «Der Demokrat». Bis April 1941 erschien das Sprachrohr des Freiwirtschafers, das sich in Kürze zur zweitgrössten Zeitung von Appenzell Ausserrhoden entwickelt hatte, wöchentlich dreimal: eine bewundernswerte Leistung, wie Walter Schläpfer in seiner «Pressegeschichte» festhielt, denn Sonderegger eröffnete fast jede Nummer mit einem Leitartikel aus seiner Feder und war auch Autor manch anderer Beiträge im lokalen Teil. Nach Sondereggers Tod 1944 übernahm Tochter Annina die Redaktion. «Der Demokrat» existierte noch bis 1951.

Abonnementspreis:

| | |
|--------------------------|---------|
| Gährlich frk. zugestellt | Fr. 9.— |
| Halbjährlich | 4.50 |
| Vierteljährlich | 2.40 |
| 1 Monat | 0.90 |
| 2 Monate | 1.80 |
| Veranst. 1/2 Jahr | 6.00 |

Inseraten-Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen entgegen

Telephon 47

Säntis.

Inserationspreis:
Die einmalige Colonnelle oder deren Raum im Colophon 16 Rp., übrige Schwelz 18 Rp. Kleine Inserate sind bei der Ausgabe zu bezahlen.

Erscheint Dienstag und Freitag

Inserate sind jeweils bis spätestens morgens 1/8 Uhr abzugeben. Telephonische Aufträge ohne Verantwortung.

Postfach-Ronto IX/1400

Volksblatt für den Kanton Appenzell und dessen Umgebung

Verleger H. Stadelmann

Ämtliches Publikationsorgan für die Gemeinde Leufen

65. Jahrgang

Am Flugplatz.

Dr. S. Wenn Sie an einem schönen Sommerabend, gefälligst oder müde oder enttäuscht vom Betriebe der Stadt, eine schöne Stunde verbringen wollen, dann gehen Sie nach Zübenort hinaus, sehen sich in der Wirtschaft am Flugplatz an einen Tisch im Freien und lassen, wunschlos und geruhfam, all die verschiedenen Eindrücke an Sie herankommen. Sie werden den Abend nicht bereuen.

Ein großes Verkehrsflugzeug flog über mich hin, als ich ohne bestimmten Plan nach der Stadt zurückfahren wollte. Da kam mir der Gedanke, den Flugplatz zu besuchen und vielleicht gar noch die Landung zu sehen. So ließ ich denn bald am Tisch im Freien und erlebte gerade noch den Empfang der Luftstreife, die das dreimotorige Flugzeug aus irgendeiner fernen, fremder Stadt gebracht hatte. Der Eindruck ist merkwürdig. Schon ein gewöhnlicher Bahnhof hat ja etwas Geheimnisvolles und Lockendes an sich. Da liegt das Geleise, zwei einfache Eisenröhre, und zieht sich ohne Unterbruch in alle Welt hinaus; ganz unten im Süden, vielleicht in Messina, fängt es an und oben im Norden, am anderen Meer, hört es auf, alles ein einziges, ungetrenntes Stück, ein doppeltes Band, das auf alle Länder gelegt ist. Fremde Menschen schauen mit staunenden oder müden Augen aus dem Wagen, der von Ventimiglia kommt und nach Berlin weiterfährt; auf dem Nebengeleise geht es nach Paris oder nach Konstantinopel oder vielleicht auch bloß nach Mailand oder Schiffern. Und alles ist voll von Menschen, die kommen und gehen, ein Ziel suchen oder eben erreicht haben. Was ist die ganze Völkerwanderung im Vergleich zu Menschenverflechtung, die heute ein einziger Tag bringt. Hundert Generationen sind in Jahrhunderten nicht derartig durcheinander geworden worden, wie wir heute durcheinander geworden sind und zwar mit einer Selbstverständlichkeit, daß wir gar nicht mehr merken, wie merkwürdig das alles ist. Oder ist es nicht merkwürdig, wenn man heute in Bern oder Basel oder im Ausland ist und morgen wieder daheim, als ob gar nichts geschehen wäre? Und dabei hat man auf der kürzesten Reise Menschen gesehen, deren Großväter von der Schweiz überhaupt nichts wußten. Menschen, die uns durch ihre bloßen Stimmen und Patein Kunde von allen möglichen Völkern und Ländern geben. Und nun ist dieses eiserne Band gar nicht mehr notwendig, um Menschen aus größter Ferne zu uns zu bringen. Die herrliche Abendluft, die ich gleich einem süßen Trankes schmecke, ist zum Geleise geworden. Noch einmal taucht über dem grünen Hügel ein Flugzeug auf, neigt sich in sanften Kreisen zur Erde und kommt über die ebene Wiege domnend auf uns zu. So ist auch die Luft zum Bande geworden, das alle Völker umschlingt, und wiederum kommt mir alles, was so selbstverständlich scheint, ganz merkwürdig vor: in dieser selben Luft neigt sich das gleiche Flugzeug in Berlin oder in Paris sanft zur Erde, gibt seine Last ab, nimmt neue auf und tut seinen Dienst als beschneiderer Diener an einem großen Werke.

Eigenartig ist die Mischung von ländlichem Idyll und modernstem Verkehr, die man in Zübenort erlebt. Die Landschaft ist schön. Am Rande der Ebene schmiegt sich das Dorf, von Bäumen halb verborgen, an den Hang des Hügels und dieser Hügel mit seinem Wald aus dunklen Tannen und hellen Buchen ist eine Wipfel für Augen und Seele. Gegen Osten verliert sich die Landschaft in Hügelketten, die allmählich im Abendganz verschwinden und weite Fernen vermuten lassen. Eine große Schafherde zieht über den Rasen. Die Abendsonne macht aus den Rücken der

Tiere Silberstreifen, wie Segantini sie gemalt hat. Alles atmet Ruhe, Frieden, besänftigtes Dasein. Man sieht da und vergißt, daß man Geschäfte und Sorgen hat. Und aus dieser Ruhe heraus betrachtet man auch die Flugzeuge und alles, was diesem jüngling Verkehrszeitalter zugehört. Da stehen die Männer das dreimotorige Flugzeug wieder ins Feld hinaus; die Motoren sangen zu hören an, aber nicht zur Lustreize, sondern zur Verjüngung im Schuppen, der weiter hinten liegt. Ein anderes Flugzeug wird gerade neben uns verjüngt. Man meint, daß sich der Feierabend allmählich auch auf den Flugplatz und seine improvisierten Bauten lege. Aber eine Aufschrift verrät, daß noch ein Flugzeug nach München und eines nach Basel fahre. Und dort, im andern Schuppen, wird sogar das große Tor wieder geöffnet und man schleppt ein Flugzeuglein heraus, das neben den großen Verkehrsflugzeugen aussieht wie eine Bachforelle neben einem Hecht. Es heißt Eliaabeth, ein privates Kleinflugzeug, das zu surren anfängt wie ein Großer und sich rasch in die Luft hebt, um noch in der Abendsonne nach St. Gallen zu fliegen. Einige Fahrgäste kommen an und sehen sich ins Flugzeug, so wie man sich in den Bahnwagen setzt. Mechaniker stützen die Blechhaube über dem mächtigen Motor auf und überprüfen die Maschine. Ein Haß Benzin wird angefahren und ins Flugzeug entleert. Dann ist alles zur Fahrt bereit, der Motor springt an, die Maschine fährt langsam gegen die Militärmaschinen zu, wendet dort und verschwindet nach ein paar Schleifen im goldenen Dunst der Abendsonne. Man schaut sich wieder in der Nähe um. Dort steht ein Grüpplein Piloten, die Leberjade umgeworfen, die Schutzbrille auf der Stirne, junge sympathische Menschen. Man entdekt auf einmal, daß alle Menschen, welche mit der Fliegerei zu tun haben, jung sind und einen ganz besonderen Ausdruck haben. Die Maschine macht und erhält den Menschen jung; das sieht man schon beim Automobil. Und die Herrschaft über soviel gesammelte Kraft, wie sie in einem Motor steckt, gibt dem Menschen eben jenen Ausdruck, der schwer zu beschreiben ist. Ein neues Geschlecht wächst heran oder ist unter unsern Augen schon herangewachsen, ein Geschlecht, das durch die Maschine zu Selbstgütern und Verantwortung kommt. Man erkennt diejenigen, welche ihre Maschine lieben; die Schönheit der Maschine spiegelt sich auf ihrem Gesicht. Denn von der Schönheit der walbigen Hügel und des Abendhimmels kehrt der Blick in die Nähe zurück und entdekt nun die Schönheit der Maschinen. Da sind Flugzeuge, die mit ihren mächtigen Schwingen, ihrem schlanken Leib, ihrer energischen Stirne wunderbar sind zum Anschauen. Da sind Automobile, die ebenfalls zu einem Flugplatz gehören, deren Schönheit vollkommen ist, weil der Räder in seiner entsprechenden Form zur Ausgestaltung gekommen ist. So klingt alles, Landschaft und Menschenwerk, zu einer eigenartigen Symphonie von Schönheit und Jugend, Frühlings und Kraft zusammen. Landschaft und Menschenwerk sind keine Gegensätze mehr, so sehr man auch die Schuppen und niedrigen Hütten als Gegensatz zur Natur empfinden mag. Man findet den Übergang und die Verbindung von einem zum andern, weil die Schönheit stets dort zu finden ist, wo eine schöpferische Mäßigkeit sich sinnvolle Ausgestaltung erhebt hat. — Zu allem kommt die Ahnung des großen Tragik des Lebens, das man um des Brotes willen sehnhaft sein muß, während das Ferne und Fremde die Seele mit aller Gewalt der Sehnsucht lockt. Und nun taucht hier aus dieser Ferne ein Flugzeug auf, senkt sich ammutig auf den Rasen,

gleich einem lebenden Wesen, das vorerst mit feinstufigen Füßen den Boden abtastet, und bringt uns den Hauch des Fremden, und ein anderes erhebt sich und verschwindet im Punkt, um wiederum irgendwo in der geheimnisvollen Ferne sich auf den Rasen zu setzen und dort einen Hauch aus unserer eigenen Welt zu bringen. Wir schauen dem Treiben zu, wunschlos und ruhelos und trotzdem feste ergreifen von einer Sehnsucht nach der Ferne und nach einer Befreiung aus aller Gebundenheit und Beschränkung.

Ein solcher Abend in Zübenort ist schön. Darum sage ich: wenn Sie vom Betriebe der Stadt gefälligst oder müde oder enttäuscht sind, dann gehen Sie sich an den kleinen Tisch im Freien und Sie werden erleben, daß Landschaft und Menschenwerk die Sorgen verschleichen und Ihnen eine schöne Abendstunde schenken.

Unser Grenzwachtkorps.

G. Wohl die wenigsten Schweizer sind sich bewußt, daß unser Land neben seiner Militärarmee auch ein „stehendes Heer“ unterhält, eine Berufsarmee mit streng militärischer Ausbildung und Einteilung. Man braucht ob dieser Feststellung freilich keiner zu erschrecken oder gar böse zu träumen von Militarismus und Neutralitätsverletzung; im Gegenteil: dieses kleine ständige Heer von rund 1500 Mann, unser Grenzwachtkorps, ist gerade die allererste Neutralitätssicherung, unser vorbersteter Grenzschutz in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Es stellt eine dünne aber zuverlässige Postenkette dar, die sich der ganzen Landesgrenze entlang hinzieht. Von seiner Pflichttreue hängt das gesamte Zollwesen des Bundes ab: Die Zöllner und Grenzwächter sind es, die der Eidgenossenschaft jene mehr als 200 Millionen Franken jährlicher Zollschulden sichern; sie sind die ersten schweizerischen Amtspersonen, mit denen der aus dem Ausland zureisende Fremde in Berührung kommt; sie haben mitzuheben bei der Durchführung einer großen Zahl eidgen. und kantonalen Gesetze, sie sind die äußersten Vorposten der Landesverteidigung. Dieser außerordentlich große Aufgabenkreis und der wichtige und strenge Dienst erfordern tüchtige Leute mit gründlicher Ausbildung. Bis vor wenigen Jahren wurden zum Ersatz aussehender Grenzwachter je nach Bedarf Rekruten einzeln oder in kleinen Gruppen eingeeiltet und auf ein Probejahr einem Grenzposten zugewiesen. Unter Anleitung des Postenhefens und der Kameraden lernten sie so allmählich die praktischen Seiten ihres Berufes kennen, während die theoretische und allgemeine Ausbildung mehr oder weniger vom Gesicht ihrer Lehrgemeinschaft und der Wirksamkeit nachheriger Sturze abhing. Erstmal im Jahr 1926 wogte man einen Versuch mit einer speziellen Rekrutenschule für Grenzwachter der deutschschweizerischen Zolltruppe 5 und 6 in der Grenzwachterkaserne in Bern, wobei die Ausbildung vornehmlich in den Händen von Grenzwachstüftleuten und Beamten des Zollbedienstes lag. Die dabei gemachten Erfahrungen ließen so gut, daß sich die Oberzolldirektion zu einer Zentralisierung der Rekrutenausbildung für alle sechs Zolltruppen entschloß. Seit 1927 wurden alljährlich solche Einjährigkurse organisiert, erst mit einer Dauer von 4, heute von nur 3 Monaten.

In diesen Tagen geht in der Kaserne von Genf die diesjährige Grenzwachterrekrutenschule zu Ende. Da mag es interessieren, einiges von der Ausbildung und der Arbeit unserer Grenzwachter zu vernehmen.

Meist laufen die Anmeldungen für den Solddienst sehr zahlreich ein, und zwar melden sich junge Leute aus allen

ter stammten darin ganz langsam auf. Das einst helle rote Haar war jetzt dunkelbraun, nur mit einem leisen, rötlichen Schimmer. Kurzgeschlitten legte es sich in leichten Wellen um die hohe Stirn. Die schmale, schwarzgebogene Nase des Andreas Vater hatte, gab diesem Anblick ein ganz besonders vornehmendes Gepräge und der glattrasierte Mund sprach von Energie und Tatkraft.

Und Henriette Bauer hatte plötzlich die Empfindung, als wäre sie einst in Jugendtagen leichtfertig an ihrem Glanz vorbeigegangen.

Sie hörte gar nicht auf die entrüsteten Worte, die Andreas zu ihr sprach — sie hatte einen seltsamen, verlorenen Klang im Ohr, der ihr jeden Gedanken nahm. Endlich riß sie sich zusammen und gab sich Mühe, Andreas zu verstehen, der sich in überstürzten Worten erregte.

„Berateten hast du dich und mich. Beraten hast du unsere junge Liebe, die so hell, so klar und rein wie ein Springbrunnen unsere jungen Herzen überfließt. Ich weiß heute nicht, warum ich es damals unterließ, es meinem Vater ins Gesicht zu schreien, daß du uns alle verrietest, indem du sein Weib wurdest. Vielleicht wollte ich dich schonen, vielleicht wollte ich dich sparen, indem ich dich dem Grund zugleitete ließ, indem du mirgehenen mußtest, wenn noch nicht alles Ehegeheimnis in die erlöschten war.“

„Wenn du nicht augenblicklich schweigst“, rief Henriette, erregt aufspringend, „so werde ich deinen Vater bitten, daß er mich gegen deine Beleidigungen schützt.“

Andreas lachte höflich.

„Wenn du nicht so feige wärest, schönste Frau Henriette

Frühlings Nr. 14 - Nachdruck verboten

Die goldene Brücke

Ein Roman aus der Wiederkehrzeit

Amerikanisches Copyright 1918 by Anny Wolhe-Mahn, Leipzig

Henriette Bauer saß tief aufatmend in einem Sessel und schlug beide Hände vor ihr erschöpftes Gesicht.

Was war das gewesen, das sie vorhin so langsam durchsucht hatte in grenzenlosem Weh und doch mit solch jubelndem Glanz, daß ihr das Blut heiß in die Wangen stieg?

„Henriette!“ tönte eine Stimme von der Tür her, und der auf den sie gewartet, Jahr um Jahr, daß er sie nur ein einziges Mal suchte, stand vor ihr.

„Henriette, du weinst?“ fragte Andreas Stimme und höflich aufwachsend, setzte er hinzu: „Du kannst sogar weinen?“

„Ich weine nicht“, gab Henriette trohig zurück und strich mit der feinen Hand über ihre tränennassen Augen. „Was willst du überhaupt hier? Ich muß mich einige Minuten kuscheln von dem Lärm und dem Geklöse der Menge. Laß mich allein.“

Doktor Andreas Bauer lachte hart auf.

„Wie du dich selbst betrügst, Henriette. Furcht hast du — einfach Furcht vor mir.“

Henriette sah ihn durchdringend an.

„Du bist reichlich selbstbewußt, Andreas.“

„Ich wünschte, ich wäre es immer gewesen, mir wäre vieles erspart geblieben.“

„Was willst du von mir?“

„Abrechnen, Henriette. Es hat lange gedauert, Fräulein — so töricht das auch klingen mag — hatte ich nicht die Kraft dazu. Ich war ja damals nur ein willenloses Werkzeug deiner Hand, ein dummer Junge. Dein Verbot hat meine Straße hin den sechs Jahren, die zwischen einst und jetzt liegen, gestählt.“

„Was schickst du an, bist du von Sinnen? Wagtst du, so der Frau meines Vaters zu begegnen?“

„Du vergißt wohl, daß diese Frau einst meine Braut war?“

Frau Henriettes schwarze Sommerhaugen stammten fast verächtlich auf.

„Erinnere dich, lieber Andreas, an das, was du eben selbst bekanntest, daß du damals ein dummer Junge warst, der sich Dinge erlaubte, die gar nicht vorhanden waren. Im Uebrigen ist hier weder Zeit noch Ort zu solchen Auseinandersetzungen. Willst du gleich zu Tisch gehen?“

Aus dem Musikalon sang ein altes Liebeslied wie ein Hauch aus vergangenen Tagen herüber.

Eine flammende Wötte ergoß sich über Andreas Anblick. Eine Wötte, die in seinen Augen auf, unheimlich, unerschütterlich und Henriette wurde sich bewußt, daß aus dem weichen Ansehen Andreas, dem sie einst ihre Hand gegeben, ein fester, zielbewußter Mann geworden. Ihr entging auch nicht, daß dieser Mann nicht alltaglich aussehend in seiner außergewöhnlichen, interessanten Eigenart. Nicht so schön wie sein Vater. Die einst schmerzlichen blauen Augen waren hart und sah geworden und höfliche Blick-

Der Demokrat

Herausgeber: Dr. H. R. Sonderegger

Verlag, Redaktion, Verwaltung: Telephon Nr. 106 Heiden, Postfach Nr. 1X 203; Bezugspreis: 12 Monate Fr. 12.50, 6 Monate Fr. 6.25, 3 Monate Fr. 3.15, Einzelnummer 15 Rp.



Druck und Versand: H. Eugster, Heiden

Zel. Nr. 9. — Anzeigen: per mm einseitig 6,5 Rp., außerkantonale 8 Rp., Minimalpreis Fr. 1.30, Reklamen p. mm 20 Rp. Ausgabe: Dienstag, Donnerstag und Samstag

Nr. 1

Heiden, Samstag den 21. März 1936

1. Jahrgang

Unser Wanderpruch.

Es gibt neben dem blinden Lobpreisen der Heimat eine ganz andere und schwerere Pflicht, nämlich sich auszubilden zum erkennenden Menschen, dem die Wahrheit und die Verantwortung mit allem Geistigen über alles geht, und der aus dieser Erkenntnis auch seine wahre Bürgerpflicht würde ermitteln können, wenn sie ihm nicht schon mit seinem Temperament angeboten ist.

Wollens im Reiche des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe. Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde gereut, daß heute ein Volk gehen könnte, wir genügen uns vollständig, oder auch nur: wir bezuzogen das Eingemischte. Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem Höheren und Höchsten greifen, das man erreichen kann.

Jakob Burckhardt.

Mitteilungen des Herausgebers.

Die bestellten Abonnemente gelten vom 1. April 1936 an; die im März erscheinenden Nummern werden den Abonnenten gratis zugestellt.

Ich bitte die Abonnenten, den Bezugspreis je nach ihrer Bestellung unter die Adresse „An den Verlag des Demokrat Heiden“ bis zum 10. April 1936 auf das Postfach-Konto Nr. 1X 203 einzuzahlen, und zwar:

für 12 Monate: Fr. 12.50,
für 6 Monate: Fr. 6.25,
für 3 Monate: Fr. 3.15.

Nachher erfolgt der Einzug durch Nachnahme.

Die Inserate können sowohl beim Verlag (Haus zur Rose am Kirchenplatz, Heiden, Telephon 106) als auch in der Buchdruckerei H. Eugster im Rosental aufgegeben werden.

Zur Orientierung der Inserenten teilen wir mit, daß „Der Demokrat“ schon jetzt in sämtlichen Gemeinden des Kantons Appenzell A. Rh. zahlreiche Abonnenten und außerhalb des Kantons, vor allem in den umliegenden Gemeinden, eine große Leserschaft besitzt.

Die amtlichen Mitteilungen der kantonalen Anstalten sowie sämtlicher Gemeinden des Kantons werden in besonderer Spalte rechtzeitig und regelmäßig veröffentlicht, ebenso die Zivilstandsmitteilungen und die Marktberichte von Herisau und Altdorf.

Einigungen, Berichte, Zuschriften über den Inhalt des Blattes, Reklamationen, Anfragen, die im Briefkasten beantwortet werden, usw. sind an den Unterzeichneten zu richten.

Ich danke allen Interessenten für die bisherige, überaus erfreuliche Unterstützung und hoffe, daß sie als Abonnenten und Inserenten zum weiteren Ausbau der Zeitung beitragen werden.

Dr. H. R. Sonderegger.

Jürg Jenatsch

Roman von Conrad Ferdinand Meyer

Vorbemerkung. Ich habe mir lange überlegt, mit welchem Roman ich das Jubiläum des „Demokrat“ beginnen soll. Es ist nicht leicht, dem Geschmack aller Leser zu entsprechen. Die Frauen hätten gern eine idyllische Liebesgeschichte, andere Leser bevorzugen Kriminal- und Abenteuer-Romane. Ich habe „Jürg Jenatsch“ gewählt, weil dieser schöne Schweizer Roman mit seinem lebensvollen Kampf für die Freiheit und die Rechte des Volkes am besten den Zielen entspricht, die mir mit unserer Zeitung verfolgen. Dabei bin ich überzeugt, daß auch die Leserinnen die spannende Geschichte mit größter Anteilnahme verfolgen werden, obwohl die Liebe ein tragisches Ende nimmt.

Erstes Buch.

Die Reise des Herrn Basel.

Erstes Kapitel.

Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felskuppen umragten Höhe des Zellerpases im Lande Bünden. Die Steine waren braun und schimmerten unter den flackernden Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporzauerte und vorüberzogen, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und, die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen zwischen den Felsblöcken herumstehenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten halb grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Gelfatter der Steinersee regte sich zwischen den nackten Bläuen, und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Alpendröckchens die Luft.

In der Mitte der sich hehnenden Felsblöcke standen rechts und links vom Saumpfad zwei abgetrochene Säulen, die der Zeit schon länger als ein Jahrtausend tragen mochten. In dem durch die Vermwitterung bedenklich ausgehöhlten Brüche des einen Säulenschafts hatte sich Regenwasser gesammelt. Ein Vogel hüpfte auf dem Rande hin und her und nippte von dem klaren Süsswasser.

Jetzt erscholl aus der Ferne, vom Echo wiederholt und verdichtet, das Gebell eines Hundes. Hoch oben an dem steil ansteigenden Bergesrande hatte ein Bergmauerhirt, im Mittagschloße gelegen, sein Sprang auf, zog seinen Mantel fest um die Schultern und warf sich in kühnen Schwingen von einem vorragenden Felsstumpfe hinunter zur Einholung seiner Schafherde, die sich in weichen beweglichen Punkten nach der Tiefe hin wand. Einer seiner zottigen Hunde setzte ihm nach, der andere, vielleicht ein altes Tier, konnte seinem

Zur Einführung

Ich würde in dieser von Papier überfluteten Zeit, da große Teile des Volkes kaum mehr eine Zeitung zu halten vermögen, kein neues Blatt herausgeben, wenn ich nicht das Bewußtsein hätte, eine bestimmte Aufgabe erfüllen zu müssen.

Wir rühmen uns, in unserm Staatswesen die älteste Demokratie zu besitzen. Der Wille des Volkes soll entscheiden. Wir wollen keinen Führer und keine Masse wir wollen ein freies Volk, das aus selbständig denkenden Bürgern und Bürgerinnen besteht. Der freie Mensch ist die Voraussetzung einer freien Gemeinschaft und nur in einer solchen können die höchsten Ziele der Menschheit verwirklicht werden. Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind untrennbar mit der Freiheit verbunden.

Die politische Demokratie ist die Staatsform dieser Lebensauffassung. Sie überträgt dem Bürger die Entscheidung über das Geschick des Landes und die Verantwortung dafür. Sie setzt als selbstverständlich voraus, daß er das Wohl des Volkes über alles stellt und nicht ruhen werde, bis die Forderungen der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit in allen Lebensgebieten erfüllt sind.

Im vergangenen Jahrhundert haben tüchtige Männer die besten Lebensleistungen früherer Zeiten zu einem großen staatsrechtlichen Werke zusammengefaßt: zur Bundesverfassung von 1848 und 1874. Man mag vereinzelte Bestimmungen als veraltet betrachten; aber eben hier gibt es nur noch ein Werk, das ihr ebenbürtig ist: das Zivilgesetzbuch des großen Eugen Huber. Die Bundesverfassung ist auch heute noch mehr als bloßes Grundgesetz des Staates; sie ist der Ausdruck unserer demokratischen Lebensauffassung und unseres politischen Lebenswillens.

Aber was die führenden Schichten der letzten Jahrzehnte aus diesem Werke gemacht haben, ist jämmerlich. Sie haben die schweizerische Geschäftsdemokratie aufgebaut. Unter dem Schutzmantel der Freiheit wurde die Demokratie zum Tummelplatz des Geschäftsinns, auf dem sich das, was man wirtschaftliche Tüchtigkeit nannte, hemmungslos austoben konnte. Die Würde des Menschen verlor ihren Wert; an ihre Stelle trat das Geld. Das Geld allein gibt den Maßstab für alles. Tüchtig und anständig ist derjenige, der viel Geld erwerbend erworben hat; was er als Mensch und als Bürger ist, das fällt nicht in Betracht. Trotz aller großen Worte nach noch kein Geschlecht so arm an Geist, an Verantwortung, an Verantwortung mit dem Mitmenschen, wie das unglückliche. Der beste Beweis liegt darin, daß die herrschenden Kreise während fünf Jahren das

ganze arbeitende Volk in der Krise versinken lassen, ohne einen einzigen Vorteil und ein einziges Vorurteil zu opfern.

Der Tiefpunkt dieser Entwicklung ist mit dem Übertritt des Verwaltungsrates und Geschäftsvorstandes in die führenden Stellen des öffentlichen Lebens erreicht. Aus der Schweiz ist eine unperfönliche Aktiengesellschaft geworden, die den Ausländern der Macht reiche Erträge an Gütern und Ehren abwirft und das Volk in der Krise verkommen läßt.

Wir aber sind der Ansicht, daß die unerbittlichen Grundgedanken der Demokratie, Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, keine leeren Worte sein dürfen.

Dem Geld und der Macht haben sich auch die Parteien willig unterzogen. An die Stelle des gemeinsamen Suchens nach der besten Lösung ist der Kampf um die Macht getreten. Die Form der Demokratie blieb bestehen; aber ihr Inhalt ging verloren. Es ging noch mehr verloren: in diesem Kampf um die Macht gibt es keine Menschlichkeit, keinen Anstand, keine Rücksicht. Was der einfache Anstand im Privatleben verbietet, ist hier erlaubt. Die Politik ist tatsächlich zur Dürre geworden; aber das liegt nicht an ihr, sondern an denen, die sie betreiben.

Demit ist die eine Aufgabe klar umschrieben: wir kämpfen um jene Demokratie, wie sie von den Gründern der Schweiz und den Schöpfern der Bundesverfassung verstanden wurde. Wir kehren zu den reinen Quellen zurück. Wir lassen den Staat und seine Macht nicht zum Götzen machen, weil der Mensch nicht um des Staates, sondern der Staat um des Menschen willen da ist.

Die andere Aufgabe liegt ebenfalls klar vor uns. Es ist die eigentliche Aufgabe unseres Jahrhunderts und von ihrer Lösung hängt es ab, ob die schweizerische Demokratie bestehen oder untergehen wird. Wir haben die Aufgabe, die politische Demokratie unserer Vorfahren zur wirtschaftlichen Demokratie auszubauen. Die Forderungen der Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit erschöpfen sich nicht in einigen politischen Rechten und ein wenig Staatsfürsorge. Sie machen nicht Halt an den Grenzen der Wirtschaft. Eine Wirtschaft, die nicht imstande ist, das Dasein der Bürger zu sichern, sie vor Not und Elend zu bewahren, ihren Aufstieg zu einem sorglosen schönen Leben zu ermöglichen, ist unvollständig und unethisch bis auf den Grund. Die Krise ist kein Sonderfall unserer Wirtschaftsordnung. Sie gehört zu ihr; sie läßt nur ihre Fehler klarer hervortreten. Eine Staatsleitung, die nach fünf Jahren Krise immer noch mit Rücksichtlosigkeiten an der Oberfläche helfen will und nicht merkt, daß man die Wirtschaft

Der Appenzeller Bär.

Als noch der Abt mich tat regieren, Da ging ich brav auf allen Bieren.

Doch als zur Freiheit ich erwacht, Hab' ich mich kampfbereit gemacht

Und aufgerichtet den starken Rücken, Wollt keinem Herrn mich ferner bücken.

Hab' jeder Knechtsfuß Band zerissen, Der Freiheit Feinde arg verflissen.

Seut' ist es wieder an der Zeit, Daß ich erwacht zum alten Streit.

Ein neuer Herr das Volk bedröht, Raubt ihm die Freiheit und das Brot.

Es ward des goldenen Mammons Knecht, Ihm dient die Macht, ihm dient das Recht.

Der Kräfte schwarzer Todespflüg, Durchsticht das Land. Nun ist's genug.

Wo man läßt Recht und Freiheit fallen, Da fahr' ich drein mit Zahn' und Krallen

Und mo' der brave Arbeitsmann In Not verkommt, da greif' ich an.

Juch greife an. Weib ich allein? Ach du wirst Kampfgefährte sein.

selber grundlegend in Ordnung bringen muß, um die Krise los zu werden, hat gegenüber dem entscheidenden Problem verlagert und das Recht vernichtet. Führer des Volkes zu sein.

Man hat die neue Zeitung vorzüglich als freiwirtschaftliches Heftblatt befürwortet. Mir geht es nicht um Streit und fanatisches Jank. Mir geht es um die Frage, ob wir das entscheidende Problem unseres Jahrhunderts lösen wollen oder nicht, ob wir die schweizerische Demokratie retten und zum Wohl des ganzen Volkes ausbauen wollen oder nicht. Soll ich vielleicht für die kapitalistische Geschäftsdemokratie Propaganda machen? Selbstverständlich werde ich die Wirtschaftsfragen von meiner Ueberzeugung aus behandeln und es wird auch von Geld und Währung die Rede sein. Aber der denkende Leser wird sich durch Schlagworte nicht aufschrecken lassen, sondern die Sache selber prüfen und überdenken. Ich schreibe ja überhaupt nur für denkende Leser; die andern überlasse ich gerne den Parteien und ihrer Presse.

So ist unsere Aufgabe klar umschrieben. Ich habe das Wort „Der Demokrat“ genannt, weil mir dieser schlichte Name alles sagt, was zu sagen notwendig ist. Und ich hoffe, daß der „Demokrat“ mehr und mehr zum Sammelpunkt aller aufrichtigen Freunde des Volkes und des Vaterlandes werde.

Strenge nicht folgen. Er stand auf einem Vorsprunge und wipfelte hilflos.

Und immer schwüler und stiller glühte der Mittag. Die Sonne rückte vorwärts, und die Wolken zogen.

Am Fuße einer schwarzen, vom Gletscherwasser besetzten Felswand riefelten die geräuschlos sich herunterziehenden Silberfäden in das Beden eines kleinen Sees zusammen. Oipantische, felsam gefornete Felsblöcke umschloß das reinliche, die auf den Grund durchsichtige Wasser. Nur an dem einen höchsten Ende, wo es, unmerklich abfließend, sich in einem Etwas lachig grünen Nassens verlor, war sein Spiegel von der Höhe des Saumpfades aus sichtbar. An dieser grünen Stelle erschien jetzt und verschwand wieder der braune Kopf einer graubraunen Stute, und nach einer Weile wieder zwei weiße behäuglich auf dem Rasenflusse, und ein drittes schlüpfte die halte Fuß.

Endlich tauchte ein Wanderer auf. Aus der nebligen Landschaft herantretend, folgte er den Bindungen des Saumpfades und näherte sich der Felsblöcke. Ein Bergbewohner, ein weitergebrannter Gefell war es nicht. Er trug lächelnde Tracht, und was er auf sein Felleisen geschultert hatte, schien ein leichter Ratsdegen und ein Ratschermantelchen zu sein. Dennoch schritt er jugendlich elastisch bergan und schaute sich mit glänzenden klugen Bläuen in der ihm fremdartigen Bergwelt um.

Jetzt erreichte er die zwei römischen Säulen. Hier entlegte er sich seines Ranzdorns, lehnte es an den Fuß der einen Säule, wuschte sich den Schweiß mit seinem lauberen Taschentuche vom Angesicht und endete nun in der Föhlung der andern den kleinen Wasserbehälter. Darin erfrischte er sich Stirn und Hände, dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete mit ehrfürchtigem Augie sein antikes Maßbecken. Schnell bedacht zog er eine weitere Wasserflasche hervor und begann eifrig die beiden schwindeligen Teilmutter auf ein weisses Blatt zu zeichnen. Nach einer Weile betrachtete er seiner Hände Werk mit Befriedigung, legte das aufgeschlagene Büchlein sorgfältig auf sein Felleisen, griff nach seinem Stöckle, woran die Zeichen verschiedener Maße eingekerbt waren, ließ sich auf ein Knie nieder und nahm mit Genauigkeit das Maß der mehrwichtigen Säulen.

„Hinhalt! Fuß hoch“, sagte er vor sich hin. „Was treibt ihr da? Spionage?“ ertönte neben ihm eine gewaltige Hallstimme.

„Jäh prang der in seiner linken Beschäftigung Gestirne empor und stand vor einem Graubraun in großer Dienstracht, der seine blühenden Augen feinstellig auf ihn richtete. Umherdrehend stellte sich der junge Reisende dem nie aus dem Boden Gestiegenen mit vorgelegtem Fuße entgegen und begann, die Sand in die Seite stemmend, in fliehender, gerand-